

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Winkler, Josef
Wenn es soweit ist

Erzählung

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3417
978-3-518-39917-0

suhrkamp taschenbuch 3417

In den Dreißigerjahren stürzte ein Mann einen mannsgroßen Christus über einen Wasserfall. Der Pfarrer und Heiligenbildchenmaler fand den Gekreuzigten, dem beim Sturz beide Arme abgebrochen waren, im Bachbett und stellte den Torso in den Flur des Pfarrhofs. Der Frevler, so berichtete er, verlor für seine Schandtat im Hitlerkrieg beide Arme. Bald danach errichtete der Pfarrer in der Dorfmitte gegenüber der Volksschule ein Mahnmal, einen Bildstock mit einer Höllendarstellung.

In diesem Dorf, das zur Jahrhundertwende von zündelnden Kindern eingeschert, danach kreuzförmig wiederaufgebaut wurde, lebte ein Knochenköhler, der seinen Lebensunterhalt verdiente, indem er landauf und landab bei den Schlachtungen der Tiere die Knochen sammelte, in einen Tonkrug legte, den er in einem Erdloch auf glühende Kohlen stellte und mit Erde und Grasbüscheln zudeckte. Er ließ die Knochen köcheln, bis sich ein schwarzer Knochensud absetzte, den die Bauern den Pferden mit einer Krähenfeder um Augen, Ohren und Nüstern pinselten, denn dieser nach Verwesung riechende Knochensud wurde von den Insekten gemieden, die vor allem an heißen Sommertagen die Zugpferde belästigten.

Der Erzähler, Geschichten- und Knochensammler legt die Gebeine von den vielen in diesem Jahrhundert verstorbenen und verunglückten Bewohnern dieses Dorfes – ihre Lebens- und Sterbegeichten wie Knochen in einem Karner übereinanderstapelnd – in einen Tonkrug, den er in einem Erdloch auf glühende Kohlen stellt und mit Erde und Grasbüscheln zudeckt. Den Krug mit dem Knochensud stellt er vor den Bildstock, unter die hochstehenden Flammen der Hölle.

Nachdem der armlose Jesus mehrere Jahrzehnte lang im Flur des Pfarrhofs stand, wurde er anlässlich der 900-Jahr-Feier des Dorfes in die neuerrichtete Aufbahrungshalle gestellt. Die Dorfbewohner wollen, daß ein Kunsttischler den invaliden Jesus wieder fachgerecht vervollständigt, Arme auf den Torso leimt, damit er, wenn es soweit ist, nach der freigewordenen Seele greifen und ihr über die hochschlagenden Flammen der Hölle hinaufhelfen kann ins himmlische Vaterland. Josef Winkler, geboren 1953 in Kamering (Kärnten), lebt in Klagenfurt. Zuletzt erschienen *Domra – Am Ufer des Ganges* (suhrkamp taschenbuch 3094), *Wenn es soweit ist* und *Natura morta – Eine römische Novelle*, wofür er den Alfred-Döblin-Preis 2001 erhielt.

Josef Winkler
Wenn es soweit ist
Erzählung

Suhrkamp

Umschlagabbildung:
Aus dem Stundenbuch »Très riches heures«: Der Engelsturz

suhrkamp taschenbuch 3417

Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 - 08 07 06 05 04 03 02

Der Knochensud, erzählte der neunzigjährige Greis mit dem graumelierten Oberlippenbärtchen und den gestutzten Augenbrauen, wurde im Dorf von einem kleinen, in ärmlichen Verhältnissen lebenden Mann produziert, der bei den Schlachtungen die Knochen sammelte und sie in einen Tonkrug legte, den er in einem Erdloch auf glühende Kohlen stellte und mit Erde und Grasbüscheln bedeckte. Er ließ die Knochen köcheln, bis sich eine schmierige, zähflüssige Suppe absetzte, die im Kärntner Dialekt »Pandapigl« genannt wurde. Den kleinen, rauchenden, mit Scheitern aufgebauten Meiler zäunte der Knochenköhler mit Stacheldraht ein und ließ ihn von einem Tag und Nacht davorhockenden Hund bewachen. Mit einer leeren Bierflasche sei der neunzigjährige Greis als Kind dann und wann zum Knochenköhler gegangen und habe sie für ein paar Groschen oder für Naturalien, Fleisch, Wurst, Brot und Milch, mit dem Knochensud auffüllen lassen. Mit Krähenfedern schmierten die Bauern die schwarze, zähe Flüssigkeit in der sommerlichen Hitze dem heuwagenziehenden Pferd um die Augen, in die Ohrmuscheln, auf die Nüstern und auf den Bauch, denn dieser nach Verwesung riechende Sud wurde von den Insekten gemieden, die vor allem an heißen Sommertagen die Zugpferde auf den Feldern belästigten und manchmal so quälten, daß die Pferde ausschlagend und mit ihren Köpfen schüttelnd über die Felder preschten und am Ufer der Drau mit dem Fuhrwerk verunglückten.

»Nebenbei: die Haltung des christlichen Gebetes – die Augen geschlossen, den Kopf gesenkt – ist der Meditation nicht zuträglich. Diese Körperhaltung appelliert an eine geschlossene und unterwürfige Geisteshaltung, sie entmutigt das geistige Wagnis. In dieser Position mag es geschehen, daß Gott über euch kommt, euch das Genick bricht und für verhängnisvoll lange Zeit sein Zeichen hinterläßt. Für die Meditation muß eine offene – aber nicht herausfordernde – Haltung gefunden werden. Nicht in Hingabe an Gott. Man nehme sich in acht. Ein wenig zuviel, und Gott verleiht euch seine Gnade: dann seid ihr im Arsch.«



IM TONKRUG, in dem aus den Gebeinen geschlachteter Tiere der nach Verwesung riechende Knochensud gewonnen, der den Pferden zum Schutz vor Fliegen, Bremsen und Mücken mit einer Krähenfeder um die Augen, auf die Ohren, die Nüstern und auf den Bauch gepinselt wurde, liegen zuunterst die auf einem Kriegsschlachtfeld in einem Schützengraben vom Körper gerissenen Armknochen eines Mannes, der vor dem Zweiten Weltkrieg eine mannsgroße Jesusstatue in den Wald geschleppt und über einen Wasserfall geworfen hatte. Die Arme Jesu, die beim Sturz vom Körper brachen, konnte man auch nach tagelanger Suche – der Pfarrer Balthasar Kranabeter irrte nachts mit einer Taschenlampe und einem um seinen Hals hängenden Heiligenbild, laut Großer Gott wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke betend, durch den Wald – nicht mehr finden, dafür aber, so der Geistliche, hat der Frevler im Hitlerkrieg seine Arme verloren, mußte mit hölzernen Armprothesen leben, an denen eiserne Haken angebracht waren, und bis zu seinem Lebensende von Frau und Kindern gefüttert werden. Vor den Mahlzeiten schlug er mit den an seinen Armprothesen befestigten Eisenhaken ein Kreuzzeichen auf Stirn, Lippen und Brust und betete Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Seither, so der Heiligenbildchen malende Dorfpfarrer mit drohendem Zeigefinger im Religionsunterricht vor den weit aufgerissenen Augen der Bauern- und Keuschlerkinder, ist das kreuzförmig gebaute Dorf, das zur Jahrhundertwende schon einmal den Flammen zum Opfer gefallen ist, eingekerkert von einem links und rechts, oben und unten von Feuer eingerahmten Bild, auf dem zwischen den rot

und gelb hochzügelnden Flammen des Höllenbodens mit hocherhobenen Händen der Christusschänder liegt, dessen nackter Oberkörper von einer grünen, armdicken Schlange umschlungen ist. Luzifer mit roten Teufelsflügeln beugt sich über den Sünder und gießt ihm einen Becher Galle in den offenen Mund. *Der Engel weisester und schönster du hoch droben, / O du gestürzter Gott, der Anbetung enthoben, / Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!*

MIT DER STATUE des Heiligen Georg, des Schutzpatrons der Pferde, dem vom Seelsorger am frühen Morgen, als noch die Tautropfen auf der Immergrünstaude an der Kirchenmauer glitzerten, der schwarze, nach Verwesung riechende Knochensud um Augen, Nase, Mund und auf den Heiligenschein gepinselt wurde, gingen die Dorfleute, unter ihnen der damals achtjährige Vater Maximilians, um sieben Uhr morgens, angeführt vom kreuztragenden Mesner, vier Kilometer weit von Pulsnitz nach Großbotenfeld. Mit der lebensgroßen Statue, die von vier Männern getragen wurde, gingen die Gläubigen den rechten, ausgestreckten Arm des kreuzförmig wiederaufgebauten Dorfes entlang – fünfzehn Jahre zuvor war das Dorf von zündelnden Kindern zur Gänze eingäschert worden – und beteten laut das Gebrüßteistdumaria und das Vaterunser, bis sie über die nägelbeschlagene Handschale gingen, sich zwischen den verkrampften Fingern des rechten Kruzifixarmes durchschleusten und verstummten, als sie auf den sumpfigen Pontawald zukamen, in dem noch heute im Frühjahr Abertausende Schneeglöckchen blühen. Der Pontawald wurde auch Galgenbichl genannt, wo frü-

her, so der neunzigjährige Vater Maximilians, Verbrecher aufgeknüpft wurden und an dem er als Kind, wenn er zu Fuß nach Kindelbrücken zu seinem Großvater gehen, ihm eine Nachricht oder die Post bringen mußte, vor lauter Angst immer schnell vorbeigelaufen sei. Das Gemurmel der Prozession war erst wieder zu hören, als die Pilger auf die nächste, ebenfalls kreuzförmig gebaute Ortschaft Nußbach zuzogen und den Galgenbichl hinter sich gelassen hatten. Nach der Messe, die in Großbotenfeld auf einem Kleefeld zelebriert wurde und die Jahr für Jahr der Großvater Maximilians, der Florian Kirchheimer, ein landauf und landab bekannter Pferdezüchter, bezahlt hatte, löste sich die Prozession für den Heiligen Georg wieder auf. Die Pilger, die noch den Geschmack der Hostie in ihrem Mund spürten, besuchten ihre Bekannten und Verwandten, gingen in die Gasthäuser oder flanierten über Feld- und Waldwege nach Hause. Die Statue wurde auf eine Kalesche gehoben und von zwei schwarzen Pferden, begleitet vom Priester und vom Großvater Maximilians, gefolgt von hinterherlaufenden Mädchen, denen mit schwarzem Roßhaar Margerittenkränze ins Haar geflochten wurden, nach Pulsnitz heimgefahren und in der Kirche auf ihren Platz gestellt. *O Herr, dies Opfer steige zu dir mit Wohlgeruch, damit dein Herz sich neige zu deines Volks Gesuch. Wir opfern nicht mehr Kälber, wie Aaron hat getan, nein, Jesum Christum selber, der uns veröhnen kann.*

IN DEN TONKRUG, in dem aus Tierknochen der Pandapigl gewonnen und den Pferden zum Schutz vor Mücken und Bremsen mit einer Krähenfeder um die Augen,

die Nüstern und auf den Bauch gepinselt wurde, legt der Knochensammler Maximilian über den Armknochen des Frevlers, der vor dem Zweiten Weltkrieg einen mannsgroßen Jesus über einen Wasserfall gestürzt und auf dem Schlachtfeld seine eigenen Arme eingebüßt hatte – Es war eine Strafe Gottes! rief der Pfarrer mehrere Male von der Kanzel –, die Knochen seiner Urgroßmutter, der Paula Rosenfelder, die im Ersten Weltkrieg einen Sohn verloren und sich das Leben genommen, weil sie, wie es hieß, Angst davor hatte, daß ihre schwangere Tochter, die wegen einer Infektion bettlägerig wurde, auch an der Spanischen Grippe erkranken und sterben könnte wie andere junge Frauen im kreuzförmig gebauten Dorf. Ihr Mann, der Urgroßvater Maximilians, August Rosenfelder, der vom Viehhandel nach Hause gekommen war, suchte seine Frau in Küche und Stall, ging ins Zimmer zu seiner schwangeren Tochter und erkundigte sich nach ihrer Mutter. Die Bettdecke vom Kopf werfend, flüsterte die grippekranke Tochter mit heiserer Stimme: Sie ist schon wieder auf den Dachboden gegangen! Der Urgroßvater des Knochensammlers ging über die steile Holzstiege des Dachbodens und erblickte, noch ehe er die letzte Stufe erklommen hatte, das demütig auf die Brust gesenkte Haupt seiner Frau, ging auf ihren mit einem Kalbstrick strangulierten Leichnam zu und rief: Oba Muata! Oba Muata! Dieses Ereignis soll die Großmutter Maximilians, die Leopoldine Felsberger, die zur Zeit des Selbstmordes ihrer Mutter mit dem Onkel Maximilians, dem Kajetan Felsberger, schwanger ging, lange verschwiegen und erst im Zweiten Weltkrieg erzählt haben, nachdem sie erfahren hatte, daß als dritter bereits ihr Sohn Michael in Rußland gefallen war, in der Nähe der Stadt Nebel. Die Frau fiel im Garten in Ohn-

macht und wurde von ihrem Mann, dem die Beine schlotterten, ins Haus getragen. Als sie wieder zu sich gekommen war, eine Kerze angezündet und länger als eine Stunde lang laut für die Seelen ihrer drei gefallenen Söhne gebetet hatte, erzählte sie weinend das erste Mal vom Selbstmord ihrer Mutter.

DER AUGUST ROSENFELDER, Alkoholiker und Urgroßvater Maximilians, wurde oft vom vierzehnjährigen Rupert, einem Schulkollegen des inzwischen neunzigjährigen Greises mit dem graumelierten Oberlippenbärtchen und den gestutzten Augenbrauen, gehänselt und ausgespottet. Als der Jugendliche wieder einmal seinen breitbeinigen Gang nachäffte und ihm der Trinker einen Haselnußstecken ins Gesicht schlug, stand der vierzehnjährige Junge mit blutverschmiertem Gesicht und gebrochenem Nasenbein weinend vor dem schreienden und mit dem Haselnußstecken fuchtelnden Alten. Seine Schwiegertochter, die seinen Alkoholkonsum einschränken wollte, füllte einmal Waschlauge in die leere Schnapsflasche. Die scharfe Lauge verätzte seinen Rachen und seinen Kehlkopf so schwer, daß er sich kaum noch ernähren konnte und vor allem beim Essen und Trinken unerträgliche Schmerzen hatte. Im einundachtzigsten Lebensjahr, bald nach der schweren Körperverletzung, band er einen schwarzen Rosenkranz um sein Handgelenk, ging in den Stall, befreite ein vor dem Futterbarren hockendes Kalb von der Hanfschnur, schlang sich den Strick um den Hals und erhängte sich an der Innenseite der Stalltür. Im Tonkrug, in dem aus den Gebeinen geschlachteter Tiere der nach Verwesung riechende Knochensud ge-

wonnen, der in der sommerlichen Hitze den Zugpferden zum Schutz vor den stechenden und blutsaugenden Mücken und Bremsen mit einer Krähenfeder um die Augen, die Nüstern und auf den Bauch gepinselt wurde, liegen die Knochen des erhängten August Rosenfelder auf den Gebeinen seiner Frau Paula, die sich auf dem Dachboden das Leben genommen hatte. Ihr dicker schwarzer Haarzopf verdeckte ihr rechtes Auge und die zwischen den Lippen hervorschauende Zungenspitze. Vom schwingvollen Öffnen der Stalltüre schlugen die nägelbeschlagenen Schuhe ans Holz, und der Rosenkranz pendelte unter verkrampften blauen Fingerspitzen hin und her, als der nach ihrem Schwiegervater Ausschau haltenden jungen Frau, die mit Waschlauge seine Speiseröhre verätzt hatte, die Stallluft entgegenschlug und sie ihren mit herausgestreckter Zunge an der kotbespritzten Stalltür hängenden Schwiegervater sah. *Einen Zuruf hör ich schallen: Brüder! wacht vom Schlummer auf, denn es naht das Heil uns allen, Nacht ist weg, der Tag im Lauf! O dann fort mit allen Taten, die die Nacht zur Mutter hatten. Künftig ziehe jedermann nur des Lichtes Waffen an!*

DIE MUTTER MAXIMILIANS erzählte, daß die fünfzehnjährige Ludmilla Felfernig beim Schaflechnerbauer mit jungen Knechten und Bauernburschen habe arbeiten müssen, die das Mädchen immerzu gehänselt und verspottet hätten. Einmal schlichteten die Jugendlichen im Tennboden des Stadels Strohgarben auf, und dem Mädchen sei, um ihre Worte zu gebrauchen, unwohl gewesen. Während sich das Mädchen nach den Garben bückte, bemerkten die Buben spöttelnd das durchgesik-

kerte Blut an ihrer Unterhose. Das weinende Mädchen ließ die Strohgarbe fallen, lief über die Tennbrücke des Heustadels die Dorfstraße hinunter auf den Bildstock zu und kniete, ihre Hände zum Gebet faltend, unter den hochschlagenden roten Flammen des Höllenbodens nieder. Während das Menstruationsblut über ihre Oberschenkel rann, sprach sie laut weinend und mit heftig klopfendem Herzen: Heiliger Schutzengelmein laß mich dir empfohlen sein steh in jeder Not mir bei halte mich von Sünden frei führe mich an deiner Hand in das himmlische Vaterland. Ihren Oberschenkeln entlangstreichend, beschmierte sie ihr Gesicht, die weißgekalkte Mauer des Bildstocks und den gehörnten Schädel des Teufels mit ihrem Blut und lief mit rot maskiertem Gesicht, blutigen Händen und Oberschenkeln an den ihre dornengekrönten Köpfe reckenden, mannsgroß wie Zinnsoldaten am Friedhof stehenden Grabkreuzen und an der Kirche vorbei, über den Weiherbichl hinunter, die Felder entlang, die von rostigen Stacheldrähten eingezäunt waren, an denen graue und braune Haarbüschel weidender Rinder hängengeblieben waren, durch den schmalen, verwachsenen Auenwald und stürzte sich in die Fluten der Drau. Nach tagelanger vergeblicher Suche wurde schließlich ihr Leichnam in Villach aus dem Fluß gezogen. Die Milla hing bei der Draubrücke im Rechn! So Maximilians Mutter, die Frau des neunzigjährigen Greises mit dem graumelierten Oberlippenbärtchen und den gestutzten Augenbrauen.

In dem Tonkrug, in dem aus Tierknochen der Pandaigl gewonnen, der den Pferden zum Schutz vor den lästigen Mücken und Bremsen mit einer Krähenfeder um die Augen, die Nüstern und auf den Bauch gepinselt wurde, legt der Knochensammler die Gebeine des fünfzehnjährigen, zwischen angeschwemmtem Holz in den

Eisenzinken hängengebliebenen und aus dem Fluß geborgenen Mädchens auf die Gebeine von August Rosenfelder, dessen kotbespritzter Leichnam vor den hin- und herpendelnden Schwänzen der Kühe von der Stalltür abgeknöpft werden mußte. Vor dem Bildstock, der in der Mitte des kreuzförmig gebauten Dorfes gegenüber der Schule steht und auf dem zwischen den Flammen der Hölle mit hocherhobenen Händen der Frevler liegt, der den mannsgroßen Jesus über den Felsen gestürzt hatte und über den sich Luzifer mit ausgebreiteten roten Flügeln beugt, um mit einem Becher Galle in den offenen Mund des vor Schmerzen schreienden Opfers zu gießen, hielt der Leichenzug mit dem schwarzgekleideten Priester, den schwarzweißgekleideten Ministranten, den brennende Kerzen tragenden und Gebete murmelnden jungen Knechten und Bauernburschen an. Der Priester segnete mit Weihrauch und Weihwasser die blutigen Fingerabdrücke der jugendlichen Selbstmörderin auf der Mauer des Bildstocks und auf der selbstgemalten Höllendarstellung und sprach: *O du, des Abgrunds Herr, dem Unrecht einst geschah, / Du stehst, obgleich besiegt, viel herrlicher nun da, / Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!*

WENN DER GROSSVATER Maximilians, der Florian Kirchheimer, im tiefsten Winter bei zwanzig Minusgraden zwischen den Schneewächten mit dem milchkannenbeladenen Pferdeschlitten zwanzig Kilometer weit von Pulsnitz nach Villach in die Molkerei fuhr, zog er einen knöchellangen Ledermantel mit schwarzem, langsträhnigem Schafsfell an. Für die Bauern des Dor-

fes, die ihre Milch an die Molkerei abgaben, übernahm er im Gegenwert ihrer Milchlieferungen Rohzucker und Petroleum, die er nach der Rückreise, wenn er mit dem eiszapfenbehängten Pferdeschlitten, eingehüllt in den knöchellangen Ledermantel, ins Dorf zurückkehrte, an der Milchsammelstelle den Bauern übergab. Das Petroleum schöpfte er aus einem Blechkanister und füllte es den bereits wartenden Bauern in Glasflaschen ab.

Der neunzigjährige Greis mit dem graumelierten Oberlippenbärtchen und den gestutzten Augenbrauen, der Vater Maximilians, erzählte, daß er als fünfjähriges Kind, an einer schweren Mittelohrentzündung leidend, mit einem die schmerzenden Ohren schützenden, um den Kopf gewickelten Wollschal neben seinem den knöchellangen Ledermantel mit schwarzem, langsträh-nigem Schafsfell tragenden Vater auf dem Pferdeschlitten saß, der an einem Wintertag mit dem Fuhrwerk mit schweren Eisenketten aneinandergebundene Holzstämme von Römerhof über Pulsnitz nach Frankenhäusen transportierte. Während sein Vater in Frankenhäusen dem Sägewerk die Holzstämme übergab – man hörte schon von weitem das Einschlagen der Spitzhacke in die runden, nassen, glitschigen und laut übereinander polternden Holzstämme, die vom Pferdeschlitten gezerrt wurden –, wurde das fünfjährige, an Mittelohrentzündung leidende Kind in der Ordination des Doktors Lamprecht verarztet.

Für einen Krankenbesuch, so der Vater des Knochensammlers, wurde der Landarzt im Winter mit dem Pferdeschlitten, im Sommer mit einer Kalesche abgeholt. Erst später kaufte sich der Doktor ein Pferd und ritt zu den Kranken und Sterbenden. Bevor er in der sommerlichen Hitze den Gaul anschirrte und sich mit seiner

braunledernen Arzttasche auf den glänzenden Rücken des Pferdes schwang, pinselte er dem Tier mit einer Krähenfeder den schwarzen, nach Verwesung riechenden, die Insekten vertreibenden Knochensud um die Augen, die Nüstern, in die Ohrmuscheln und auf den Bauch.

Auf der Rückfahrt von Frankenhausen nach Pulsnitz saß der fünfjährige Sohn mit eingebundenem Kopf wieder neben seinem die brüchigen ledernen Pferdezügel haltenden und mit einem knöchellangen Ledermantel mit schwarzem, langsträhnigem Schafsfell bekleideten Vater auf dem Pferdeschlitten und blickte, leise winselnd die Ohrschmerzen verbeißend, auf die immer wieder in der Sonne aufblitzenden silbernen Hufe der beiden den Fichtenwaldrand entlangtrabenden Pferde. Noch heute hängen die ledernen, dunkelgrauen, vom Pferderücken abgewetzten, brüchig und rissig gewordenen Pferdezügel und das rostige Pferdegeschirr auf dem Dachboden von Maximilians Elternhaus unter fußballgroßen grauen Wespennestern.

Als zweijähriges Kind schob der Vater Maximilians im Heustadel ein Heubündel in die Futterschneidemaschine. Bevor der Knabe seine Hände zurückziehen konnte, drehte sein Bruder Eduard das große Rad der Schneidemaschine im Kreis und durchtrennte mit dem rotierenden Messer einen Finger des Kindes. Schreiend liefen die beiden Brüder, der jüngere die rechte blutende Hand mit dem nur mehr an einem Hautfetzen hängenden kleinen Finger in die Höhe haltend, über die Tennbrücke hinunter ins elterliche Bauernhaus hinein. Die Dorfhebamme, die in diesem Augenblick in der Küche weilte und sich mit der Großmutter Maximilians über die Blumendekoration des Hauptaltars für das kommende Fronleichnamfest unterhielt, durchtrennte

mit einer Schere den Hautfetzen und warf den Kinderfinger zwischen die aufgeschreckt gackernden, mit ihren Beinen scharrenden und mit ihren Köpfen zuckenden Hühner und Hähne auf den Misthaufen. Nachdem die Hebamme den Fingerstumpf des Knaben desinfiziert hatte, schmierte sie die schwarze, scharf riechende Zugsalbe auf die Wunde, befestigte mit einem weißen Zwirnfaden einen Stoffetzen am Stumpf und wusch das Blut vom Unterarm. Die Mutter versammelte ihre sechs Kinder um den Tisch und zündete eine Kerze an. Die Kinder falteten ihre rauhen, rissigen und schmutzigen Hände mit den abgebissenen Fingernägeln und beteten, in die unruhige gelbe Flamme der Kerze starrend, das Schutzengelmein.

Zwei Sommer lang lebte der Vater Maximilians als fünf- und sechsjähriges Kind mit seiner an Asthma leidenden Großmutter, die sich auf der Alm erholen sollte, in der Innerkrems, in deren Almgebieten Tausende Schafe, Rinder und Pferde weideten, in einer kleinen, am Wegrand über einen rinnenden Bach gebauten Hütte. Von den bäuerlichen Nachbarn kaufte seine Großmutter Polenta und Milch und bereitete am offenen Kamin für sich und für ihr Enkelkind das Frühstück und Abendessen zu. Von Zeit zu Zeit ritt sein Vater Florian mit einem Pferd – ein Fläschchen schwarzer Knochensud lag griffbereit in der Satteltasche – in die vierzig Kilometer weit entfernte Innerkrems und brachte seiner Mutter und seinem kleinen Sohn Proviant, selbstgebackenes Brot, Speck, Würste und Erdäpfel. Eine Zeitlang ging der Sechsjährige, als im Spätsommer in seinem Heimatdorf Pulsnitz der Unterricht bereits begonnen hatte, in der Innerkrems zur Schule. Zwischen seinen Zähnen sah man die gelben Polenta-

reste seines Frühstücks, als der neunzigjährige Greis mit dem graumelierten Oberlippenbärtchen und den gestutzten Augenbrauen grinsend und mit leuchtenden Augen erzählte, daß der Lehrer in der Innerkrems, bei dem er die ersten Buchstaben des Alphabets lernte, auf einem Schimmel, gefolgt von schreienden Kindern, zur Schule geritten kam.

ZWISCHEN DEN GRÜNEN, wie Sternspritzer nach links und rechts, nach vorn und hinten von seinem Schuhwerk wegspringenden Heuschrecken ging der Knabe oft in der sommerlichen Mittagshitze über die nach frischem Gras und Kräuter duftenden Wiesen oder im Herbst über die nebligen, abgeernteten Stoppelfelder, wenn die fauligen, nach Moder riechenden schwarzen Blätter am Wegrand stehender Sträucher an seinen naggelbeschlagenen Schuhen kleben blieben, aber auch im knietiefen Neuschnee oder über den Harsch der Felder – Rehe sanken, mit ihren langen, dünnen Beinen die harte, in der Sonne glitzernde Oberfläche durchbrechend, in den Schnee ein – nach Kindelbrücken, wo im Gasthaus Buggelsheim sein Großvater, der Ferdinand Kirchheimer wohnte, dem er eine Nachricht oder einen Brief überbrachte. Der Großvater gab dem Kind eine Schnitte Reinling, in den getrocknete und mit Zimt bestreute Weinbeeren eingebacken waren, schmierte gelbe Butter und selbstgeschleuderten Honig auf die Mehlspeise und sagte zum Kind, dem der Honig vom Brot rann und zwischen den Fingern kleben blieb: *Iß Bua! Iß!* Der Bua leckte den Honig von den Fingern, aß mehrere Stücke Reinling neben seinem die Kuverts öffnenden und Kaffee schlürfenden Großvater. Haar für